GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

"Die Wissenschaft sei geschlechtslos und Gemeingut Aller" : Frauen in der Genese und Tradition der historischen Disziplin

Studer, Brigitte

2004

https://doi.org/10.25595/185

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studer, Brigitte: *"Die Wissenschaft sei geschlechtslos und Gemeingut Aller" : Frauen in der Genese und Tradition der historischen Disziplin*, in: Bosshart-Pfluger, Catherine; Grisard, Dominique; Späti, Christina (Hrsg.): Geschlecht und Wissen - Genre et Savoir - Gender and Knowledge (Zürich: Chronos, 2004), 361-377. DOI: https://doi.org/10.25595/185.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Catherine Bosshart-Pfluger, Dominique Grisard,
Christina Späti (Hg.)

Geschlecht und Wissen –
Genre et Savoir –
Gender and Knowledge

Beiträge der 10. Schweizerischen Historikerinnentagung 2002

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

© 2004 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 3-0340-0526-1

Vorwort

Die vorliegende Publikation ist aus Beiträgen entstanden, die an der 10. Schweizerischen Historikerinnentagung vom 18./19. Februar 2000 an der Universität Freiburg/Schweiz präsentiert wurden. Der Prozess der Schlussredaktion hat aus verschiedenen Gründen leider manche Verzögerung erfahren. Anderweitige Verpflichtungen, unvorhergesehene Auslandsaufenthalte meinerseits waren dem Projekt nicht förderlich. Ich möchte allen AutorInnen und meinen Mitherausgeberinnen für ihre Geduld danken.

Die Drucklegung eines Buches ist heute nur auf Grund grosszügiger finanzieller Unterstützung möglich. Durch ihr grosses Engagement schufen die TagungsveranstalterInnen die Voraussetzungen dafür, dass wir selbst einen Teil der Druckkosten aufbringen konnten. Deshalb möchte ich an dieser Stelle allen MitarbeiterInnen nochmals herzlich danken. Die verbleibenden Kosten übernahm in verdankenswerter Weise der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Ein weiteres Dankeschön gebührt Constantin Streiter, der mich bei der formalen Vereinheitlichung des Manuskriptes unterstützt hat.

Freiburg, im September 2004
Im Namen der Herausgeberinnen
Catherine Bosshart-Pfluger

Brigitte Studer

«Die Wissenschaft sei geschlechtslos und Gemeingut Aller»

Frauen in der Genese und Tradition der historischen Disziplin

Für Maria Studer-Wirth,
die mich gelehrt hat, dass es keinen männlichen Exklusivitätsanspruch
am wissenschaftlichen Wissen geben kann.

Die Geschichte wiederholt sich zwar nicht, aber gewisse Mechanismen im Erkenntnisprozess der Geschichtsschreibung vielleicht doch.[1] Auf ihrer Suche nach Frauen im Berufsfeld Wissenschaft wie auch nach der Kategorie Geschlecht in der Historiografie stiess die Geschlechtergeschichte in einem ersten Schritt vor allem auf Exklusion und Absenz. Sehr bald zeigte sich aber, dass vergleichbar mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, in denen die Frauengeschichte vorab das Fehlen von Frauen zu konstatieren vermeinte, auch an der Formation der historischen Disziplin in Wirklichkeit stets mehr Frauen beteiligt gewesen sind als von der Tradition der Disziplin wahrgenommen und erinnert.[2] Mit dem in den letzten Jahren verstärkten Interesse an Wissenschaftsgeschichte und -forschung drängt sich nun die Relevanz von Geschlecht als Kategorie des Sozialen *und* als Kategorie des Wissens auf: Geschlecht stand nicht nur im Zentrum der Auseinandersetzungen um die Frage des weiblichen Zugangs zum Studium (insbesondere zum Medizinstudium) und um die Barrieren in der beruflichen Etablierung, sondern ebenso um die Wissenschaftsinhalte, um die kognitiven Relevanzstrukturen des wissenschaftlichen Wissens. An dem von Karen Offen aufgearbeiteten nachaufklärerischen Streit um Deutungsmonopole, den sie als *knowledge wars* bezeichnet, waren viel mehr Frauen beteiligt, als man gemeinhin wusste. Auch in diesem Fall sind die Unterlegenen fast ausnahmslos in die historische Versenkung geschaufelt worden. Denn die Kontroverse endete in den 1850er- und 60er-Jahren mit der (vorläufigen) Dominanz biologistischer Geschlechtertheorien. Szientifizität und ihre Charakteristiken, wie etwa rationales Denken und öffentliches Handeln, wurden als dem weiblichen Geschlecht von «Natur» her fremd definiert.[3]

Damit herrschte ein Deutungsmuster vor, das zunächst die institutionelle Exklusion von Frauen als Wissensrezipientinnen und -produzentinnen (als Studentinnen, Forscherinnen und Dozentinnen) und alsbald die Marginalität von Geschlecht im Wissenschaftskanon legitimieren und reproduzieren half. Gleichsam als Realitätseffekt der diskursiv konstruierten Inkompatibilität zwischen Wissenschaftlichkeit und Weiblichkeit erschien die relativ geringe

weibliche Wissenschaftspartizipation und -produktion nun als Bestätigung der geringen weiblichen Leistungsfähigkeit. Diese galt mithin nicht als das Ergebnis eines Prozesses sozialer Ausgrenzung, sie wurde als deren Ursache interpretiert. Allerdings war das Wahrnehmungsschema von Anfang an umstritten, und die ersten Studienerfolge von Frauen brachten es ins Wanken, konnten es aber nicht vollständig erschüttern. Zum Teil wurde es einfach von der Ebene der intellektuellen auf die Ebene der wissenschaftlich-akademischen Eignung weitergeschoben, wie der Schweizerische Verband der Akademikerinnen 1928 nicht ohne Erbitterung feststellte: «Die Studien- und Examenserfolge haben [...] eine zu unwiderlegbare Sprache gesprochen, um die Behauptung von der weiblichen Inferiorität in der ursprünglichen primitiven Form aufrechterhalten zu können. Dagegen sind die Zweifel um eine Stufe höher gelegt worden und richten sich heute gegen die Leistungsfähigkeit der Frau auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und sogenannten Produktivität, die ja übrigens auch im Falle des Mannes meist eine Reproduktivität im Sinne neuer geistreicher Kombinationen ist.»[4]

Anders als der im Titel zitierte Zürcher Ordinarius und Befürworter der Habilitationsberechtigung von Frauen 1891 gemeint hatte, erweist sich Wissenschaft weder als «geschlechtslos» noch als «Gemeingut Aller».[5] Selbst als die formalen Barrieren zum Studium gefallen waren – ein Prozess, in welchem die Schweiz mit der Immatrikulation von Frauen als ordentliche Studentinnen seit 1867 an der Universität Zürich international eine Pionierrolle einnahm[6] –, folgten daraus weder zwingend eine effektive Inklusion von Frauen ins soziale Feld Wissenschaft noch Karrieremöglichkeiten innerhalb und ausserhalb der Universität.

Denn als sich nach 1860 die ersten Frauen anschickten, ihre «von Koch-, Näh- und Flicksorgen spärlich ausgefüllten Hirnräume» dem Studium zu widmen, wie die erste promovierte Historikerin der Schweiz, Meta von Salis, gegenüber den Lobeshymnen auf die weibliche Erfüllung im Haushalt sarkastisch anmerkte, war die sich über ein Jahrhundert hinziehende Professionalisierung der Geschichtswissenschaft, die Entstehung eines eigenen Berufsfeldes, bereits weit vorangeschritten.[7]

Professionalisierung kann im doppelten Sinne geschehen: im Sinne einer sozialen Schliessung oder, wofür Max Weber 1919 bezüglich der Wissenschaft plädierte, im Sinne einer systematischen Reflexion über die sozialen Bedingungen der Wissensproduktion, denn «keine Wissenschaft ist absolut voraussetzungslos».[8] Im Prozess der Formation einer eigenständigen akademischen Disziplin «Geschichtswissenschaft» vollzog sich Professionalisierung freilich zunächst im ersten Sinne; es entstand die gesonderte Berufsgruppe der «Historiker», die über einen privilegierten Zugang zu Karrierechancen und Ressourcen verfügte. Wie andere Professionen stützte sie ihren Status auf eigene, von der Berufsgruppe kontrollierte Institutionen ab (Lehrstühle und Institute oder Seminarien respektive in Frankreich Laboratorien), Fachgesellschaften (wie für die Schweiz die 1841 gegründete Allgemeine Geschichtforschende Gesellschaft) und spezialisierte Zeitschriften. Daneben machte sie sich zur Inhaberin und Produzentin eines fachspezifischen Wissens und disziplinärer Techniken. Endlich gab sie sich einen berufsspezifischen Code und gemeinsame Werte beziehungsweise eine verbindende «Berufsethik».[9]

In diesem Prozess wurde das historiografische Feld fundamental umstrukturiert. In seinem Zentrum standen nun die institutionalisierten Produzenten historischen Wissens an den Universitäten, die über eine relative Autonomie mit eigenen Strukturen, Reproduktionsmechanismen und Hierarchien verfügten. Daneben gab es zwar weiterhin eine nichtakademische historiografische Produktion, deren Status aber desto niedriger war, je entfernter sie sich von akademischen Positionen befand.[10] Diese disziplinäre Formation und die Herausbildung der akademischen Berufsgruppe der «Historiker» vollzog sich keineswegs geschlechtsneutral, sondern war im Gegenteil hoch vergeschlechtlicht. Ich möchte das im Folgenden an drei Dimensionen aufzeigen: an den beiden mehr innerwissenschaftlichen der Disziplinärabgrenzung sowie der Definition des historischen Wissenskanons, zweitens an der Entwicklung eigenständiger disziplinärer Praktiken und drittens an der stärker gesellschaftlichen Dimension der Repräsentation von Wissen durch Expertentum und Intellektualität.

Der Gegenstand der Geschichte

Eine erste Dimension der Disziplinenbildung – man könnte sie als epistemische Dimension bezeichnen[11] – besteht in der Bestimmung eines je spezifischen Gegenstandes. Damit grenzt sich das Fach durch seine Themenbereiche und seine Methodik von anderen ab. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Geschichtswissenschaft ihre charakteristischen kognitiven und arbeitstechnischen Instrumente schmiedete, musste sie sich aus ihrer eigenen Perspektive zum einen von den gelehrten Damenzimmern, Laien, Autodidakten und Privatforschern distanzieren, die sich, wie etwa eine Madame de Staël mit ihrem Kreis in Coppet, anmassten, historische Fragen zu debattieren und zu interpretieren.[12] Diese Strategie der Abspaltung der akademischen von der literarischen Geschichtsschreibung erwies sich im Lauf des 19. Jahrhunderts und bis heute als ungemein erfolgreich. Sie schuf nämlich die Kategorie der Dilettanten, die fortan begrifflich von der Kompetenz der Fachhistoriker abfielen. Welche Konsequenzen das für Frauen hatte, zeigt sich deutlich, wenn man die im Folgenden noch genauer darzustellende vergeschlechtlichte Professionalisierung berücksichtigt. Zum anderen hatte sich die Geschichts-

wissenschaft anfänglich auch von den herkömmlichen universitären Fächern Staats- und Rechtswissenschaften, Philosophie, Theologie und Philologie zu unterscheiden, die bis dahin alle auf die eine oder andere Art Geschichte zum Gegenstand hatten.[13] In der Bestimmung ihres eigenständigen Untersuchungsgebietes wurde eine Reihe von Themenfeldern an andere Fächer abgegeben. Die italienische Historikerin Gianna Pomata hat plausibel dargestellt, wie zum Beispiel im disziplinären Abgrenzungsprozess zwischen Anthropologie, Biologie und Historie – um es hier etwas verkürzt zu sagen – die Frauen beziehungsweise als weiblich definierte gesellschaftliche Bereiche aus der historischen Perspektive herausgefallen sind. Während sich die Geschichte mit dem Wandel und dem *homo politicus* – ergo dem Mann – befasste, wurde das als sich über die Zeit gleich bleibend bezeichnete weibliche Geschlecht und seine Lebenswelt, das «Unbewegliche», der Anthropologie zugeteilt.[14]

Anders als in der Medizin zählten Frauen somit in der Geschichtswissenschaft vorerst nicht zu den Objekten der wissenschaftlichen Betrachtung. Historische Fragestellungen zu Frauen muss man daher bis weit ins 20. Jahrhundert gemeinhin in anderen Disziplinen suchen. Man denke zum Beispiel an die wirtschaftshistorische Arbeit von 1928 der Ökonomin Margarita Gagg über die Schweizer Industriearbeiterinnen oder die an der Zürcher Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät 1932 eingereichte Dissertation von Christine Ragaz zur weiblichen Gewerkschaftsorganisation.[15] In der Geschichtswissenschaft selbst wurde das Geschlechterverhältnis zwar weiterhin von Aussenseitern der Disziplin aufgegriffen, wie etwa Jakob Burckhardt, der sich explizit vom Historismus distanzierte und eine Berufung auf den Ranke-Lehr-stuhl in Berlin ablehnte, oder auch Johann Jacob Bachofen, der das «Mutterrecht» (1861) als Privatier schrieb, nachdem er seinen Basler Lehrstuhl für Römisches Recht aufgegeben hatte. Doch damit waren Frauen und die Geschlechterverhältnisse in die durch die historische Zunft marginalisierten Bereiche «Kulturgeschichte» oder – noch devalorisierter – «Sittengeschichte» relegiert.[16]

Die «Ahistorisierung» von Weiblichkeit und Geschlecht, wie sie die akademische Geschichtsschreibung vornahm, wurde aber um die Jahrhundertwende verschiedentlich durch gegenläufige Tendenzen konterkariert. Vor allem in der Frauenbewegung erstarkte damals das Interesse an der weiblichen Kontribution zur Vergangenheit.[17] Die regen Bemühungen um die Aufdeckung vergessener Herrscherinnen und anderer historischer Akteurinnen weisen anschaulich auf die politische Bedeutung von Geschichtsbildern und Referenzen hin: Frauen als handelnde Subjekte in der Geschichte zu zeigen war Teil einer symbolischen Auseinandersetzung um die Darstellung der Vergangenheit und folglich der Gegenwart. Zudem lagen für den Feminismus in der Evidenz einer historischen Kontinuität starker Frauen identitätsstiftende und legitimierende Funktionen. Indessen beschäftigten historische Fragen wie

der Wandel der Familienstruktur oder die historischen Konfigurationen der Geschlechter- und Sozialordnung im seiner kognitiven Sicherheiten beraubten Fin de Siècle auch eine breitere Öffentlichkeit. Wenn die Sozialwissenschaften an der Suche nach neuem Orientierungswissen beteiligt waren, so im deutschen Sprachraum jedoch kaum die Fachhistoriker.[18]

Vom Nutzen und Nachteil des Historismus für die Geschichtswissenschaft ist schon viel geschrieben worden, und es hier nicht der Ort, diese Debatten nochmals aufzurollen. Der Einfluss, den die soziale Position von Wissenschaftlern auf ihre wissenschaftliche Produktion hat, ist heute bekannt. Mithin ist es kaum verwunderlich, dass die Nähe der deutschen und in geringerem Masse auch anderer Historiker zu den staatlichen Verwaltungs- und Machtapparaten im Zeitalter des Nationalstaates nicht ganz ohne Konsequenzen für ihre Fragestellungen geblieben ist. Wenn der Vorwurf der Verengung des Blicks auf grosse Männer und grosse Taten oder auf Staat, Kirche und Militär im Einzelnen allerdings zu vereinfachend ist, bringt er doch die hauptsächlichen thematischen Interessenfelder der so genannten deutschen Schule der Historie auf den Punkt. Es fehlte zwar schon Ende des 19. Jahrhunderts ob der disziplinären Perspektivenverengung und des Klassenstandpunktes nicht an Kritik. Die promovierte Historikerin Ricarda Huch, die 1891 an der Universität Zürich abgeschlossen hatte, bezeichnete in ihren Erinnerungen den Historismus als eine Geschichte der Mächtigen. Zu Leopold von Ranke meinte sie: «Seine Welt [war mir] zu geglättet, zu verbindlich, zu sehr vom Standpunkt der Oberen Zehntausend gesehen, auf einer zu schmalen Basis errichtet.»[19] Doch epistemologische Kontroversen kamen meist von ausserhalb oder von den Rändern der Disziplin, und Kritik prallte lange an der geschlossenen Phalanx der Fachvertreter ab. Der Lamprecht-Streit demonstrierte, wie die Zunft es zumindest im deutschen Sprachraum verstand, abweichende Meinungen und «Dissidenten» zu verfemen.[20] Versuche, eine wissenschaftliche Erneuerung durch den Einbezug von kultur- und strukturgeschichtlichen Ansätzen und die Berücksichtigung ökonomischer und sozialer Faktoren zu provozieren, wie es der Schweizer Eduard Fueter 1911 in seiner *Geschichte der neueren Historiographie* anregte, stiessen in Deutschland auf Ablehnung und brachten übrigens den Verfasser nicht nur um einen Lehrstuhl, sondern liessen offenbar auch die Ehe mit seiner deutschnationalen Frau und wissenschaftlichen Gesprächspartnerin in die Brüche gehen.[21]

Auch mit dem Übergang zur Sozialgeschichte, der in Frankreich in der Zwischenkriegszeit einsetzte, und der damit einhergehenden Erweiterung der Perspektive wurde das Geschlechterverhältnis ebenso wenig selbstverständlich zum historiografischen Thema, wie Frauen als Berufshistorikerinnen einen Platz fanden. Das von der Geschichtsschreibung dank ihrem autonomen Disziplinenstatus als wissenschaftlich definierte Wissen zur Geschichte blieb ohne Impulse von «aussen» im Bereich der Geschlechtergeschichte offenbar

besonders stark den herkömmlich konstruierten Denkrastern verhaftet. Es scheint, dass es auch in der *Annales*-Gruppe Anstösse einzelner Frauen bedurfte, um wenn schon nicht das Geschlechterverhältnis so wenigstens einzelne weibliche Figuren zu historisieren. Jedenfalls hat Natalie Zemon Davies die Vermutung geäussert, dass Lucien Febvres Interesse an der Biografie von Marguerite de Navarre durch seine Begegnung und sein komplexes intellektuell-amouröses Verhältnis mit der Historikerin Lucie Varga geweckt worden sei.[22] Die mit ethnologischen, sozialwissenschaftlichen und mentalitätshistorischen Ansätzen arbeitende jüdische, aus Wien geflüchtete Historikerin übte auf den Gründer der Zeitschrift *Annales* – das bestätigt auch Peter Schöttler[23] – grossen Einfluss aus und bewirkte offenbar eine gewisse Dezentrierung seines anthropozentrischen Weltbildes. Das genügte freilich nicht, um die Integration der Kategorie Geschlecht als analytische Kategorie in die Geschichtswissenschaft zu bewirken. Es bedurfte dazu erst der Übersetzung in die Wissenschaft des Impulses aus der Neuen Frauenbewegung in den 1970er-Jahren.[24]

Die Subjekte der Geschichte und ihre Praktiken

Die Vergeschlechtlichung des wissenschaftlichen Wissens erfolgte auch über die disziplinären Praktiken. Erst in der Verknüpfung mit den spezifischen Arbeitstechniken der Disziplin wurde das Fachwissen sozusagen zur Disziplinartechnik oder, wie Michel Foucault meinte, zum Kontrollprinzip der Diskursproduktion.[25] Nun gibt es augenscheinlich nichts Geschlechtsneutraleres als die Methode der Quellenkritik und die sie begleitenden Forschungs- und Lehrmethoden der Archivarbeit und des Seminars. Auf den ersten Blick erscheinen sie schlicht als die auch heute noch unverzichtbaren Instrumente zur Sicherung der professionellen Standards historischen Arbeitens. Wenn dies auch niemand bestreiten würde, erweisen sie sich bei einer näheren Betrachtung allerdings auch als hoch vergeschlechtlichte Praktiken. Und dies gleich unter mehreren Gesichtspunkten. In der Formationsphase der historischen Disziplin fungierten die neuen sozialen Praktiken des Seminarbetriebs, des Archivstudiums, des Rezensionswesens in Fachzeitschriften und teilweise auch die Mitgliedschaft in Fachgesellschaften als Instanzen professioneller Legitimation. Die Aura der Unparteilichkeit, Objektivität, Rationalität und Wissenschaftlichkeit, die ihnen anhaftete, war jedoch entsprechend den bürgerlichen Geschlechtscharakteren männlich konnotiert. Die aus den erwähnten Charakteristiken resultierende Professionalität bildete daher eine spezifisch an Männer gerichtete identitäre Option. Die oft zitierte Umfrage, die Arthur Kirchhoff für sein 1897 erschienenes Gutachten *Die akademische Frau* unter 100 Professoren veranstaltete, belegt den unter (deutschen) Akademikern weit verbreiteten Antifeminismus.[26] Mit zum Teil krass misogynen Argumenten wurden weibliche intellektuelle und professionelle Emanzipationsansprüche zurückgewiesen. Ein Drittel der Befragten bestritt grundsätzlich die weibliche Befähigung zum Studium und zur Ausübung eines wissenschaftlichen Berufes.[27] Ein Historiker antwortete, der Frau fehlten die notwendigen Eigenschaften für die Geschichtswissenschaft, wie «ein lange methodisch geschulter Blick, eine reife Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, ein politisches Urteil und ein das ganze Gebiet des wirtschaftlichen, staatlichen und teilweise auch des religiösen Lebens umfassendes Wissen».[28] Eine solche Anbindung der im Studium vermittelten und in der Berufsausübung verlangten Kenntnisse, Fertigkeiten und Orientierungen an die männliche Sozialisation stellt jedoch nur die offenkundige Seite der Geschlechtskodierung der Geschichtswissenschaft dar. Eine andere bilden die Funktionsmechanismen der spezifischen Disziplinärtechniken oder auch die Arbeitsmethoden.

Wie die amerikanische Historikerin Bonnie Smith anhand der Erinnerungsschriften von verschiedenen Gründervätern der Historiografie im 19. Jahrhundert dargestellt hat, war der Archivbesuch symbolisch stark beladen. Die von den Historikern verwendete Metaphorik spricht von jungfräulichen Beständen, die es als Erster zielstrebig zu durchforsten gelte und – weniger sexualisiert aber gleichwohl vergeschlechtlicht – von zu erkundenden Forschungslandschaften, die der kühnen Eroberungslust des Historikers harrten. Die Archivtätigkeit erweist sich somit als eine mit dem männlichen Entdeckungsprinzip konnotierte Aufgabe. Archive galten als Orte voller bedeutsamer Geheimnisse, deren Zugang oft mühselig zu erkämpfen war. Dafür versprachen sie dem Zielstrebigen und Ausdauernden «reiche Beute», «grossen Ertrag» und sogar «Reichtümer» und «Schätze», wie Leopold von Ranke spekulierte.[29] In seinem Ausblick «Was noch zu thun sey», mit der Historiker (damals noch ohne Adelsprädikat) seinen Literaturbericht *avant la lettre* über die Historiografie der romanischen und germanischen Länder abrundete, rief er dazu auf, nicht nur Arabien forsch zu erkunden, sondern auch die Vergangenheit Deutschlands. «Das wichtigste aber ist ohne Zweifel in Deutschland selbst zu thun. [...] Hier wäre ein Mann erforderlich, der mit leidlichen Kenntnissen, sattsamen Empfehlungen und guter Gesundheit ausgerüstet, Deutschland nach allen Seiten durchzöge, und die Reste einer halbuntergegangenen und so nahe liegenden Welt aufsuchte. Wir jagen unbekannten Gräsern bis in die Wüsten Libyens nach; sollte das Leben unserer Altvordern nicht denselben Eifer in unserem eigenen Land werth sein?»[30] Was im 19. Jahrhundert dem Ethnologen die fremden Länder und Völker, waren dem Historiker die Quellenbestände.[31] Schon möglich übrigens, dass hinter dieser Dramatisierung auch einiges an Kompensation lag. Denn wie Arlette Farge mehr als anderthalb Jahrhunderte später in ihrem kleinen Essay über das Archiv schreibt, bedeutet die Quellenarbeit nicht nur intellektuelles Stimu-

lans und Beflügelung der Phantasie, sondern auch Einsamkeit, Vereinzelung: «L'archive impose très vite une étonnante contradiction; en même temps qu'elle envahit et immerge, elle renvoie par sa démesure, à la solitude.»[32]
Die Ausbildung zu der spezifischsten Technik des historischen Arbeitens, der Quellenkritik, erfolgte nach dem deutschen, von Ranke geprägten Wissenschaftsmodell im Seminar. Für die standesbewusstesten Vertreter der Historie wirkte dieses transnational als Vorbild. In Frankreich richtete die Ecole Pratique des Hautes Etudes noch vor dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreichs das erste historische Seminar ein.[33] Das Seminar grenzte sich explizit von den Vorlesungen ab, die oft gesellschaftliche Grossanlässe mit viel weiblicher Präsenz waren. Eine solche fand sich im Seminarraum kaum, wenngleich in den meisten Ländern wie etwa in der Schweiz, den USA oder auch Frankreich ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Frauen nicht mehr formal vom Studium ausgeschlossen waren. Die mit männlicher Rationalität und Wissenschaftlichkeit assoziierte Arbeitsatmosphäre wurde über andere Mittel erreicht. Nicht nur war die Beteiligung am Seminar meist nur auf Grund einer persönlichen Einladung oder Erlaubnis des Professors möglich, vor allem war das Seminar Ort der Inszenierung einer auf männliche Werte und Verhaltensmuster zugeschnittenen Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit.[34] Porträts grosser Wissenschaftler an den Wänden illustrierten die Absicht der Eingliederung in eine genealogische Reihe. Die Präsenz ihrer Bücher auf den rund um den Raum laufenden Gestellen verdeutlichte die intellektuellen Bezüge zur grossen wissenschaftlichen Gemeinschaft, deren Geschlecht nicht extra betont werden musste. Die Teilnehmer eines Seminars teilten nicht nur den auf den Professor zentrierten kommunikativen Lernprozess, sondern verbrachten auch viel Zeit nach dem Seminar in gemeinsamen Diskussionen.
Insbesondere im deutschen Sprachraum ergänzten allerdings oft die männlichkeitskonstituierenden und -zelebrierenden Rituale der Studentenverbindungen die mehr intellektuellen Freizeitbeschäftigungen.[35] Als integraler Part des Universitätslebens wirkten die Regeln der studentischen Korporationen als homosoziale Lebenswelten teilweise auch auf andere Bereiche zurück, wie sich zum Beispiel der Zürcher Anarchist Fritz Brupbacher aus seiner Zeit als Medizinstudent erinnert: Es war die geschlossene Phalanx der Couleurstudenten, die 1896 das Anliegen, den weiblichen Studierenden im Studentenkonvent der Universität das passive Wahlrecht zu gewähren, mit Argumenten niederschmetterte, die in der weiblichen Teilnahme an öffentlichen Anlässen wie Fackelzügen oder an Trinkgesellschaften, welche offenbar zur Ausübung der *citoyen*-Pflichten gehörten, eine sittliche Gefährdung der Studentinnen sahen.[36] Der negative Beschluss bekräftigte institutionell die symbolisch gezogenen Grenzen zwischen männlichem und weiblichem «Normal»-Verhalten. Dass an der Seite der Verbindungsstudenten auch Studentinnen an seinem Zustandekommen beteiligt waren,[37] weist nur darauf hin, dass die gesellschaftliche

Auseinandersetzung um die historische und kulturelle Definition von Geschlecht in der Regel nicht stur entlang der Geschlechtszugehörigkeit verläuft.
Zunehmend rückten allerdings formale Zulassungsbeschränkungen von Frauen in den Hintergrund, um die Grenzziehungen zwischen den Geschlechtern zu markieren. Als fortwährend regulierende und korrigierende Mechanismen genügten bald die dichotomisierten bürgerlichen Geschlechternormen im Verbund mit der männlichen Kodierung des wissenschaftlichen Habitus in der Seminarpraxis.[38] Sie wirkten als mächtiges soziales Ordnungsinstrument, das Frauen in der Geschichtswissenschaft zwar nicht mehr physisch ausschloss, aber doch im Wissenschaftsfeld marginal positionierte, indem stets mehr oder weniger bewusst ihr Abweichen von der männlichen Norm, ihr «Anderssein» wahrgenommen und gemessen wurde.
In der Schweiz wie in anderen Ländern blieb der Anteil Studentinnen im Fach Geschichte bis in die 1960er-Jahre gering.[39] Die wenigen Frauen, die vor dem Zweiten Weltkrieg in dieser Disziplin promovierten und die als Berufshistorikerinnen akzeptiert sein wollten, hatten sich, wie Männer natürlich auch, der symbolischen Gewalt der kritischen Besprechung in einer Fachzeitschrift zu unterwerfen. Die ältesten, wie die *Historische Zeitschrift* in Deutschland und in Frankreich die *Revue Critique d'Histoire et de Littérature* sowie etwas später die *Revue historique*, entstanden mehrheitlich zwischen dem Ende der 1850er- und der 1870er-Jahre. Sie folgten explizit dem Zweck, eine Trennung zwischen den professionellen, das heisst wissenschaftlichen Historikern und den einfachen Dilettanten historischen Wissens vorzunehmen, indem sie die kognitive Armatur wissenschaftlichen Arbeitens festlegten und die Einhaltung der Regeln überwachten.[40] Reputationen wurden geschaffen oder aber zerstört. Auch hier wirkten wiederum die gemeinhin als männlich geltenden Professionalitätskriterien wie Objektivität und Unparteilichkeit. Ähnliche Selektivmechanismen zur Definition von Zugehörigkeit und Ausschluss dürften sich ferner im Bereich einer weiteren wissenschaftlichen Praktik ausgewirkt haben. Wie Anthony Crafton in seiner Geschichte der tragischen Ursprünge der deutschen Fussnote aufgezeigt hat, bildet der Anmerkungsbereich einen der beliebtesten Kriegsschauplätze der Wissenschaft.[41] Mittels der Fussnote positioniert sich der Historiker oder die Historikerin gegenüber den vergangenen und gegenwärtigen Mitgliedern der Zunft, huldigt einem Meister, verdammt mit einer spitzen, wohl platzierten Bemerkung einen Kontrahenten oder Konkurrenten, situiert sich im wissenschaftlichen Feld, grenzt sich von einer bestimmten Schule ab, würdigt die Leistung eines Kollegen oder aber verschweigt sie mit Kalkül. Dabei gilt (oder galt lange) die hierarchische Regel, dass nur Gleiche sich gegenseitig bewerten können. Die Schwierigkeit für Frauen, wissenschaftliche Anerkennung zu erlangen, solange das weibliche Geschlecht grundsätzlich als der minderen professionellen Kompetenz bezichtigt wurde, liegt auf der Hand.

Aber selbst wenn diese gegeben war, folgte daraus noch lange keine zwingende Integration in die Tradition des Faches. Das Phänomen, dass Historiker wie selbstverständlich immer wieder die wissenschaftlichen Arbeiten von Frauen ignorierten – ein Vorgang, der sich bei weiblichen Arbeiten über Frauen in der Vergangenheit womöglich noch ausgeprägter zeigte –, wurde von der Amerikanerin Mary Beard, einer der ersten Berufshistorikerinnen, in den 1930er-Jahren als «Fragmentierung» der Disziplin bezeichnet.[42] Frauen fielen damit sowohl als Objekte wie als Subjekte aus der Historie heraus. Es konnte weder eine Traditionsbildung weiblicher Forschungspraxis noch ein gesicherter Forschungsstand zur Geschichte der Frauen durch Wissenskumulation entstehen.

Das Geschlecht der Wissenschaftlichkeit

An eine Etablierung im Feld der Berufshistoriker war in vielen Ländern bis weit in die Nachkriegszeit hinein nicht zu denken.[43] Auch noch die 1937 in Zürich promovierte Wirtschaftshistorikerin Hedwig Schneider, deren Vater Professor an der ETH war und deren Mutter selbst einen Doktortitel in Zoologie besass, beugte sich der Norm, zwischen Beruf und Ehe zu wählen.[44] Eine Verbindung beider Rollen bei akademisch ausgebildeten Frauen blieb in der Schweiz bis in die 1960er-Jahre verpönt. Ricarda Huch arbeitete als Hilfsbibliothekarin und publizierte in der von den Fachhistorikern bestenfalls verspotteten Gattung des historischen Romans. In der Tat waren den nicht akademisch Etablierten, und das waren bis in die Nachkriegszeit nahezu alle Historikerinnen, meist nur Randpositionen im historiografischen Feld zugänglich. Eine solche Genremarkierung, wie es die Historikerin Maria Grever nennt, war auch eine Geschlechtsmarkierung.[45] Das Beispiel der französischen Historikerin Arvède Barine, einer um die Jahrhundertwende berühmten *femme de lettres* und *femme d'esprit*, zeigt, dass und wie solche Markierungen auch von der Umwelt produziert wurden.[46] Nach dem Tod 1908 von Louise-Cécile Boufflé, wie der angestammte Name der zu ihren Lebzeiten auch von Fachhistorikern anerkannten und vielfach gelobten Historikerin lautete, stellte sich der historischen Zunft und dem *monde des lettres* die Frage ihrer Positionierung im historiografischen beziehungsweise im literarischen Feld. Dass sie historisch gearbeitet hatte, war nicht zu bestreiten. War sie aber deswegen eine Historikerin? Die Nachrufe illustrieren die dabei vorgenommene Transformationsarbeit. Als Erstes wurde die Geschichtswissenschaft zur strikt männlichen Disziplin deklariert: Auf die «travaux de la critique et de l'histoire» haben die Männer das Monopol, meinte ein Beitrag schlicht.[47] Als Zweites wurde die mögliche Zugehörigkeit historischer Arbeiten, von Fall zu Fall, zum literarischen Bereich unterstrichen, was angeblich auf diejenigen

von Barine zutraf, da ihr die akademische Bildung fehlte, die erst den Wissenschaftler ausmacht. Obschon ihre Werke auf seriösem Quellenstudium gründeten – und sie sogar anhand von unveröffentlichten Dokumenten arbeitete –, liess sie es offenbar an der bibliografischen Vollständigkeit mangeln. Ein anderer Nachruf widerlegte zwar diese Aussage («Elle a tout lu, tout dépouillé, tout contrôlé, tout éprouvé»),[48] sprach ihr aber den Status der Wissenschaftlichkeit darob ab, dass sie diese Studien ja zum Vergnügen verfasste. Folglich ging ihr die Seriosität abhanden, die den wahren Historiker kennzeichnet. Sie war also bestenfalls eine talentierte Amateurin, die sich von Eindrücken leiten liess. Der Nachruf kam daher zum Fazit: «Peut-être s'agit-il [...] moins de livres d'histoire que d'essais psychologiques.»[49] Das einzige Genre, in dem ihr Kompetenz zugebilligt wurde, waren historische Frauenbiografien: «Si l'on songe qu'il s'agira surtout de femmes étudiées par elle, on voit le genre de valeur de ses écrits: c'est en somme, le jugement porté par une femme ayant l'intelligence historique, et douée d'une sensibilité féminine, sur une de nos pareilles qu'elle connaît bien. Du moins ce fut surtout par des femmes qu'elle commença et qu'elle devait finir.»[50] Vollkommen ablehnend hingegen war das Urteil über ihren 1896 erschienenen *Essai sur des écrivains malades, alcooliques, ou usant de stupéfiants: Hoffmann, Quincey, Edgar Poë, G. de Nerval*. Dadurch, hiess es, habe sie sich in Bereiche vorgewagt, die sich für ihr Geschlecht nicht ziemten und die – so die vernichtende Schlussfolgerung – vielleicht auch ihre Fähigkeiten überstiegen.[51]

Neben der symbolischen Trennung von Wissenschaftlichkeit und Weiblichkeit war offensichtlich lange ein weibliches Profilierungstabu in der öffentlichen Rolle als Intellektuelle wirksam – eine Rolle, welche Simone de Beauvoir emblematisch vertrat.[52] Besonders heftig erlebte Iris von Roten nach der Veröffentlichung von *Frauen im Laufgitter* 1958 das Verbot, von ihrem wissenschaftlichen Kapital Gebrauch zu machen. «Iris», meinte ein anonymer Rezensent der *Luzerner Neuesten Nachrichten*, ist «so schön wie gescheit. Sie studierte sogar, holte einen eigenen Doktorhut und heiratete dafür einen Nationalrat.»[53] Mit dem alten Stereotyp der um einer guten Heirat willen studierenden Frau wurde ihr jegliches Berufsethos, das untrennbar zum Professionalitätsstatus gehört, abgestritten.

Gleichwohl vermochten sich allmählich vereinzelt Frauen im akademischen Feld zu etablieren. Ihnen haftete aber auch im 20. Jahrhundert noch der Pferdefuss an, den Meta von Salis Ende des 19. Jahrhunderts konstatiert hatte.[54] Ihre weibliche Differenz musste permanent ausgehandelt werden, damit sie nicht als Regelverstoss perzipiert wurde. Es ist auffällig, wie oft diese frühen Historikerinnen sich in Selbstdarstellungen dagegen wehrten, dass sie wissenschaftliche Ambitionen gehabt und Konkurrenzverhalten gezeigt hätten. Sie bezichtigen sich im Gegenteil eines «zurückhaltenden», «bescheidenen» oder «sanften» Auftretens. In ihrer Studie zu amerikanischen

Historikerinnen kommt Joan Scott bezüglich deren Verhaltensstrategien zum Schluss, dass für viele jegliche Evidenz von Schrillheit oder Feminismus als gefährliches Verhalten galt, das sie unbedingt vermeiden mussten. «The point seems to be either to be so good that one's sex is excused or to be so discreet that it goes unnoticed», resümiert Scott den weiblichen akademischen Handlungsspielraum.[55] In der Wissenschaft wie in sämtlichen anderen gesellschaftlichen Bereichen funktionierten normative Vorgaben als Ausdrucksmittel und Durchsetzungsmedium von Machtverhältnissen.

Als Fazit ist festzuhalten, dass die Institutionalisierung der Geschichtsschreibung als akademische Disziplin auf mehreren Ebenen mit strukturellen und symbolischen vergeschlechtlichten Grenzziehungen einherging. Das wissenschaftliche Wissen über die Geschichte vermochte es seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die objektive Darstellung der Vergangenheit für sich allein zu beanspruchen. Indem sie das Wissen produzierte, welches die Wahrnehmung der sozialen Realität strukturiert, machte sich die Historie freilich selbst zur Akteurin der Geschlechterpolitik.[56] Sie produzierte nicht nur das historische Wissen, sie produzierte auch die historische Erinnerungswürdigkeit. Anläufe zu einer Wissenschaftskritik gab es zwar wiederholt, so seitens der Frauenbewegung, die als sozialer Ort intellektueller Formulierung und kritischer Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Realität zu verschiedenen Zeitpunkten die falschen Universalisierungen des akademischen Wissens befragte. Doch auch die Frauengeschichte der 1960/70er-Jahre störte sich vorerst hauptsächlich an Defiziten, an blinden Flecken, bevor sie allmählich die Struktur der kognitiven Tradition mit ihrer Relevanztopografie und die wissenschaftlichen Praktiken der Geschichtswissenschaft selbst einem Dekonstruktionsprozess unterzog.[57] Erst in jüngster Zeit hat die Geschlechterforschung die kulturelle Bedingtheit und soziale Situiertheit angeblich wissenschaftlicher «Wahrheiten» als historischen Gegenstand entdeckt und sich somit von der disziplinären Diskurspolizei zu emanzipieren begonnen. Auf dem Weg zur Professionalisierung im Weber'schen Sinne dürfte die Geschichtswissenschaft folglich bereits ein gutes Stück vorwärts geschritten sein.

Anmerkungen

1 Der Titel stammt aus dem Senatsprotokoll der Universität Zürich vom 20. November 1891 anlässlich der Diskussion um die Aufnahme von «Frau Dr. jur. E. Kempin in die Reihe der Privatdozenten». Reproduziert in: Das Frauenstudium an den schweizerischen Hochschulen, hg. vom Schweizerischen Verband der Akademikerinnen, Zürich 1928, S. 316. Beim vorliegenden Text handelt es sich um ein leicht überarbeitetes Einführungs- und Koreferat zur Sektion «Ausschluss und Einschluss von Frauen in der Wissenschaft». Der mündliche Stil und der essayistische Charakter wurden beibehalten.

2 Vor allem die angloamerikanische Geschlechtergeschichte hat in diesem Bereich schon früh geforscht: Sklar Kish Kathryn: American Female Historians in Context, 1770–1930, in: Feminist Studies 3 (1975/76), 1–2, S. 171–184; Davis Natalie Zemon: Gender and Genre: Women as Historical Writers, 1400–1820, in: Labalme Patricia (Hg.): Beyond their Sex: Learned Women of the European Past, New York 1980, S. 153–182; Offen Karen: The Beginnings of «Scientific» Women's History in France, in: Proceedings of the Annual Meeting of the Western Society for French History 11 (1983), S. 255–264; Smith Bonnie G.: The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France, and the United States, 1750–1940, in: American Historical Review 89 (1984), 3, S. 709–732; Davis Natalie Zemon: History's Two Bodies, in: The American Historical Review 93 (1988), 1, S. 1–30; Scott Joan W.: American Women Historians 1884–1984, in: Dies.: Gender and the Politics of History, New York 1988, S. 178–198; Ohlander Ann-Sophie: Ellen Fries – Female Historian and Historian of Women's History, in: Gender & History 4 (1992), S. 240–247; Smith Bonnie G.: Historiography, Objectivity, and the Case of the Abusive Widow, in: History and Theory, Beiheft: History and Feminist Theory (1992), S. 15–32; Berg Maxine: A Woman in History: Eileen Power and the Early Years of Social History and Women's History, in: O'Dowd Mary, Wichert Sabine (Hg.): Chattel, Servant or Citizen. Women's Status in Church, State and Society (Historical Studies XIX), Belfast 1995, S. 12–21. Für die deutschsprachige Historiografie Stollberg-Rilinger Barbara: Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historiographische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 262 (1996), S. 39–71. Für die niederländische Grever Maria: The Historical Representation of Spinsters by Johanna Naber, in: Brügmann Margret et al. (Hg.): Who's Afraid of Femininity? Questions of Identity, Amsterdam, Atlanta 1993, S. 75–86, sowie die Dissertation derselben: Strijd tegen de stilte. Johanna Naber (1859–1941) en de vrouwenstem in geschiedenis, Hilversum 1994. Für die Wiederentdeckung der Historikerinnen hat vor einigen Jahren auch die Philosophin Herta Nagl-Docekal plädiert: Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektivierung der Historiographiegeschichte, in: Küttler Wolfgang, Rüsen Jörn, Schulin Ernst (Hg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte, Frankfurt a. M. 1993, S. 233–256. Das Phänomen des «Vergessens» der Vorgängerinnen und ihrer Werke trifft nicht nur auf die Faruenbewegung, sondern zum Teil auch auf die Geschlechtergeschichte zu. Vgl. Studer Brigitte, Thébaud Françoise: Entre histoire et mémoire, in: Le siècle des féminismes, Paris 2004, S. 27–45.

3 Offen Karen: «‹Woman Has to Set her Stamp on Science, Philosophy, Justice and Politics›: A Look at Gender Politics in the ‹Knowledge Wars› of the European Past» in diesem Band.

4 Das Frauenstudium (wie Anm. 1), S. 14–15.

5 Siehe Anm. 1.

6 Allgemein zu den Anfängen des Frauenstudiums in der Schweiz Das Frauenstudium (wie Anm. 1); Mesmer Beatrix: Ausgeklammert – Eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel, Frankfurt a. M. 1988, S. 129–133. Zu den ersten Studentinnen der Universität Zürich Neumann Daniela: Studentinnen aus dem russischen Reich in der Schweiz 1867–1914, Zürich 1987; Verein Feministische Wissenschaft Schweiz (Hg.): Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich, Zürich 1988; Bonner Thomas Neville: Rendezvous in Zurich: Seven Who Made a Revolution in Women's Medical Education, 1864–1874, in: Journal of the History of Medicine 44 (1989), 1, S. 7–27; Delflosse Marianne: Emilie Kempin-Spyri (1853–1901). Das Wirken der ersten Schweizer Juristin unter bes. Berücksichtigung ihres Einsatzes für die Rechte der Frau im schweizerischen und deutschen Privatrecht, Zürich 1993. Zur Universität Bern Das Frauenstudium an der Universität Bern, in: Hochschulgeschichte Berns 1528–1984. Zur 150-Jahr-Feier der Universität Bern 1984, Bern 1984, S. 497–515; Rogger Franziska: Der Doktorhut im Besenschrank. Das abenteuerliche Leben der ersten Studentinnen – am Beispiel der Universität Bern, Zürich 1999. Zur Universität Basel D'Studäntin kunnt. 100 Jahre Frauen an der Uni Basel. Katalog zur Ausstellung von HistorikerInnen und StudentInnen des Historischen Seminars der Universität Basel, Basel 1990. Zur Universität Freiburg Histoire de l'Université de Fribourg Suisse 1889–1989/Geschichte der Universität Freiburg Schweiz,

Bd. 1, Freiburg 1991, S. 136–140. Zur Universität Lausanne Paschoud-van de Kerchove Francine, Laufer Marianne: Les femmes et l'Université de Lausanne, in: De l'Académie à l'Université de Lausanne 1537–1987. 450 ans d'histoire, hg. von der Université de Lausanne, Lausanne 1987, S. 313–326. Zur Universität Genf Bielander Thérèse: L'accès des femmes à l'Université de Genève et leur entrée dans les professions supérieures 1872–1939, Lizentiatsarbeit (Ms.), Genf 1988.

7 Zu Meta von Salis Stump Doris: Sie töten uns – nicht unsere Ideen. Meta von Salis-Marschlins 1855–1929. Schweizer Schriftstellerin und Frauenrechtskämpferin, Thalwil, Zürich 1986.

8 Weber Max: Wissenschaft als Beruf, in: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1985, S. 610.

9 Zum Professionalisierungskonzept, das am Beispiel der Ärzte und Juristen entwickelt worden ist, siehe Rüschemeyer Dietrich: Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung, in: Geschichte und Gesellschaft 6 (1980), 1, S. 311 bis 325; Braun Rudolf: Professionalisierung des Ärztestandes in der Schweiz, in: Conze Rainer, Kocka Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1, Stuttgart 1985, S. 332–357; Siegrist Hannes: Bürgerliche Berufe. Die Professionen und das Bürgertum, in: Ders. (Hg.): Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, Göttingen 1988, S. 11–48. Stärker auf die Formation der Disziplinen und das «disziplinierte» Wissen bezogen Foucault Michel: L'ordre du discours, Paris 1971; Goldstein Jan: Foucault Among the Sociologists. The «Disciplines» and the History of the Profession, in: History and Theory 23 (1984), S. 170–192. Und mit Blick auf die daran gebundenen Prozesse der Ausgrenzung und Marginalisierung von Frauen insbesondere Wetterer Angelika: Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten, Kassel 1993, sowie die von ihr herausgegebenen Sammelbände zu diesem Thema.

10 Diese theoretische Perspektive ist erkenntlich Pierre Bourdieus Konzept des «sozialen Feldes» verpflichtet. Der Soziologe hat die Logik einzelner Felder insbesondere anhand der Intellektuellen und der Kunst ausgeführt. In Aktion beschreibt er das akademische Feld in: Homo Academicus, Paris 1984. Vgl. auch Ders., Passeron Jean-Claude: La reproduction. Eléments pour une théorie du système d'enseignement, Paris 1970.

11 Ich übernehme die Kategorisierung von der Soziologin Beate Krais: Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen, in: Dies. (Hg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt, Frankfurt a. M., New York 2000, S. 31–54, welche die epistemische Dimension (die Denkweisen, die Logiken, die Paradigmata, den Forschungsstand, die wissenschaftlichen Standards usw.) von der sozialen Dimension (die Praktiken der Subjekte der *scientific community*, die Hierarchisierungen, die Organisation der Arbeit usw.) der Wissenschaft unterscheidet.

12 Siehe dazu Salis Jean R. de: L'histoire générale dans l'historiographie suisse du XIX^{e} siècle, in: Feller Richard: Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Mit Beiträgen von Giuseppe Zoppi und Jean R. de Salis, Zürich, Leipzig 1938, S. 166–178.

13 Hardtwig Wolfgang: Geschichtskultur und Wissenschaft, München 1990, S. 58–83; Simon Christian: Historiographie. Eine Einführung, Stuttgart 1996, S. 272–273.

14 Pomata Gianna: Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: Feministische Studien 2 (1983), 2, S. 113–127. Zur Abgrenzung zwischen Geschichtswissenschaft und Anthropologie vgl. auch Lepenies Wolf: Probleme einer Historischen Anthropologie, in: Historische Sozialwissenschaften. Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis, Göttingen 1977, S. 126–159, insbesondere S. 127–131, und Thompson Edward P.: Volkskunde, Anthropologie und Sozialgeschichte, in: Ders.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980, S. 290–318. Lepenies betont, dass die gängige Gegenüberstellung von Historie und Anthropologie die frühen engen Verknüpfungen aus der Perspektive ausgrenzt.

15 Gagg Margarita: Die Frau in der Schweizerischen Industrie, Zürich, Leipzig 1928. Ragaz Christine: Die Frau in der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung, Zürich 1933.

16 Stollberg-Rilinger (wie Anm. 2), S. 67–68.

17 Für Frankreich siehe Klejman Laurence und Rochefort Florence: L'égalité en marche. Le féminisme sous la Troisième République, Paris 1989, S. 319–326. Für die Schweiz ist die Auseinandersetzung der Frauenbewegung mit der Geschichte von Frauen und ihrer Emanzipation noch nicht aufgearbeitet. Dokumentiert ist ein solches Interesse etwa in der Reihe Schweizer Frauen der Tat, Zürich, Leipzig, Stuttgart 1928.

18 Zur breiten, auch transnationalen Debatte über die Genese der Familie, insbesondere um Bachofens Mutterrecht, siehe Allen Ann Taylor: Feminism, Social Science, and the Meaning of Modernity: The Debate on the Origin of the Family in Europe and the United States, 1860–1914, in: American Historical Review 104 (1999), 4, S. 1085–1113. Zur deutschen Historiografie siehe Stollberg-Rilinger (wie Anm. 2).

19 Huch Ricarda: Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen, Zürich 1938, S. 61.

20 Als kurze Einführung zum Lamprecht-Streit siehe Iggers Georg G.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang, Göttingen 1993, S. 26–27.

21 Geschichte der neueren Historiographie, München, Berlin 1911. Siehe insbesondere das Plädoyer für eine historische Sozialwissenschaft im Schlusswort, S. 604–605. Zu Fueter Simon (wie Anm. 15), S. 24–28. Siehe auch Stadler Peter: Zwischen Klassenkampf, Ständestaat und Genossenschaft. Politische Ideologien im schweizerischen Geschichtsbild der Zwischenkriegszeit, in: Historische Zeitschrift 219 (1974), 1, S. 290–358.

22 Women and the World of the Annales, in: History Workshop Journal (1992), 33, S. 121–137.

23 Peter Schöttler: Lucie Varga. A Central European Refugee in the Circle of the French Annales, 1934–1941, in: History Workshop Journal (1992), 33, S. 100–120; Ders.: Lucie Varga. Les autorités invisibles, Paris 1991 (auf Deutsch: Lucie Varga. Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939, Frankfurt a. M. 1991).

24 Zur Schweizer Geschichtsschreibung Studer Brigitte: Frauen-/Geschlechtergeschichte (Historische Frauenforschung), Forschungspolitische Früherkennung, hg. vom Schweizerischen Wissenschaftsrat, Bern 1987; Dies.: Das Geschlechterverhältnis in der Geschichtsschreibung und in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Überlegungen zur Entwicklung der historischen Frauenforschung und zu ihrem Beitrag zur geschichtlichen Erkenntnis, in: Feministische Studien 7 (1989), 1, S. 97–121; Wecker Regina: Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, in: Geschichtsforschung in der Schweiz/L'histoire en Suisse, hg. von der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz, Basel 1992, S. 157–168.

25 Foucault (wie Anm. 9), insbesondere S. 31–32.

26 Es gab allerdings auch zahlreiche Gegenbeispiele. Für die Schweiz siehe insbesondere Böhmert Viktor: Das Studium der Frauen an der Universität Zürich, Zürich 1870. Weitere Beispiele akademischen Feminismus in der Schweiz finden sich in Mesmer (wie Anm. 6), S. 248–249.

27 Kirchhoff Arthur: Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, Berlin 1897. Zu dieser Untersuchung vgl. Hausen Karin: Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten, in: Dies., Nowotny Helga (Hg.): Wie männlich ist die Wissenschaft?, Frankfurt a. M. 1986, S. 31–40.

28 Kirchhoff (wie Anm. 27), S. 195, zit. nach Grever Maria: Die relative Geschichtslosigkeit der Frauen. Geschlecht und Geschichtswissenschaft, in: Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen, 1880–1945, hg. von Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin, Frankfurt a. M. 1997, S. 108–123, hier S. 116.

29 Siehe die Briefe, die Ranke von seiner mehrjährigen Forschungsreise in die Archive und Bibliotheken Wiens und Italien schrieb. Ranke Leopold von: Neue Briefe, gesammelt und bearbeitet von Bernhard Hoeft, hg. von Hans Herzfeld, Hamburg 1949, S. 98–146, bes. S. 98, 104, 109, 113, 123.

30 Ranke Leopold: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten, Leipzig, Berlin 1824, S. 177, 181. Den Bedeutungszusammenhang von Metaphern, Intertextualität und romantischer Männerfreundschaft am Beispiel Rankes beleuchtet auch der nach der Fertigstellung dieses Textes erschienene

Aufsatz von Puff Helmut: Männerliebe, Sprache, akademische Maskulinität. Leopold von Ranke und Jacob Burckhardt im Zwiegespräch, in: l'Homme 14/2 (2003), S. 298–316.

31 Smith Bonnie G.: Gender and the Practices of Scientific History: The Seminar and the Archival Research in the Nineteenth Century, in: American Historical Review 100 (1995), S. 1150–1176, hier S. 1162. Vgl. auch Dies.: The Gender of History. Men, Women and Historical Practice, Cambridge (Mass.), London 1998.

32 Farge Arlette: Le goût de l'archive, Paris 1989, S. 21.

33 Vgl. Smith (wie Anm. 31), S. 1157.

34 Ebd., S. 1158. Die Entscheidungsgewalt des Professors über «sein» Seminar erlaubte es freilich einem Georg Simmel, Studentinnen schon vor der allgemeinen Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium in Preussen in sein Seminar aufzunehmen. Siehe Gilcher-Holtey Ingrid: Modelle «moderner» Weiblichkeit. Diskussionen im akademischen Milieu Heidelbergs um 1900, in: Lepsius Rainer M. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil III, Stuttgart 1992, S. 176–205.

35 Vgl. dazu Blattmann Lynn: Entgrenzungs- und Verbindungsrituale in schweizerischen Studentenverbindungen, 1870–1914, in: Jaun Rudolf, Studer Brigitte (Hg.): weiblich – männlich. Geschlechterverhältnisse in der Schweiz. Rechtsprechung, Diskurs, Praktiken, Zürich 1995, S. 145–157. Männliche Exklusivitätsrechte auf die Rituale der Burschenschaften waren auch in der Zwischenkriegszeit noch intakt, wie die Schweizer Schriftstellerin Ruth Blum erfahren musste, als sie eine weibliche Gymnasialverbindung (mit Namen «No surrender») zu gründen suchte. Auf die Fuchsentaufe mit Alkohol, Zigaretten und Gesang folgten alsbald die Sanktionen der Umwelt: als symbolische Gewalt in Form des Lächerlichmachens durch die Gymnasiasten sowie eines Skandals in der Öffentlichkeit, als institutionelle Gewalt in Form von schlechten Betragensnoten und Verwarnungen durch die Schulleitung (Einsame Schulzeit, in: «Viel Köpfe, viel Sinn». Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz, hg. von Kubli Sabine, Stump Doris, Zürich, Bern, Dortmund 1994, S. 252–257).

36 Blattmann (wie Anm. 35), S. 154; Brupbacher Fritz: 60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie. «Ich log so wenig als möglich», Zürich 1973, S. 54–55.

37 Brupbacher (wie Anm. 36), S. 54.

38 Zur wachsenden Bedeutung, die das Funktionieren der Norm auf Kosten des juridischen Systems des Gesetzes gewinnt siehe Foucault Michel: Histoire de la sexualité, Bd. 1: La volonté de savoir, Paris 1976, S. 177–211.

39 Einzelne Angaben für den Zeitraum vor 1928 in Das Frauenstudium (wie Anm. 1). Hatten die Studentinnen an der Universität Bern 1901/02 bereits 30% der Gesamtstudentenschaft ausgemacht, bildete sich ihr Anteil nach dem Ersten Weltkrieg drastisch zurück und erholte sich erst langsam in der Nachkriegszeit. 1950 erreichte er lediglich 12,7% an allen Schweizer Hochschulen. Obschon weniger ausgeprägt als Phil.-I-Fächer zählte die Geschichtswissenschaft zu den sich vor allem in den 1970er- und 80er-Jahren stark feminisierenden Disziplinen. Im Studienjahr 1983/84 machte der weibliche Anteil in diesem Fach 47 Prozent aus (Garke Esther, Muralt Hanna: Die Frau in Bildung und Beruf, in: Wissenschaftspolitik 14 [1985], 2, S. 203–216).

40 Zur disziplinären Abgrenzung gegen Aussenstehende und zur innerfachlichen Disziplinierung durch die Rezension vgl. Müller Bertrand: Critique bibliographique et construction disciplinaire: l'invention d'un savoir-faire, in: Genèses (1993), 14, S. 105–123.

41 Crafton Anthony: Die tragischen Ursprünge der deutschen Fussnote, München 1995.

42 Smith, The Contribution (wie Anm. 2), S. 726.

43 Dies galt für die Schweiz wie für die meisten europäischen Länder. Zu Österreich z. B. siehe Bernold Monika, Blimlinger Eva, Ellmeier Andrea: Hertha Firnberg: «Meine Leidenschaft: Die Anliegen der Frauen und die Wissenschaft», in: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an Österreichs Hochschulen, hg. vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1997, S. 17–51. Etwas offener zeigten sich die angelsächsischen Länder.

44 Zu Dr. Hedwig Stämpfli-Schneider siehe Rogger (wie Anm. 6), S. 130–133.

45 Grever Maria: Die relative Geschichtslosigkeit der Frauen. Geschlecht und Geschichtswissenschaft, in: Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1845, hg. von Küttler Wolfgang, Rüsen Jörn, Schulin Ernst, Frankfurt a. M 1997, S. 108–123.

46 Ernot Isabelle: Une historienne au tournant du siècle: Arvède Barine, in: Mil neuf cent. Revue d'histoire intellectuelle (1998), 16, S. 93–131.

47 Ebd., S. 107.

48 Ebd., S. 110.

49 Ebd.

50 Ebd., S. 110–111.

51 Ebd., S. 111.

52 Formen und Funktionen der Figur der weiblichen Intellektuellen sind erst in Ansätzen erarbeitet. Siehe das Heft *Intellektuelle*, L'Homme 2 (1991), 2, und die Sondernummern zum Thema von Mil neuf cent. Revue d'histoire intellectuelle 16 (1998) sowie von Clio 13 (2001).

53 Zit. nach Köchli Yvonne-Denise: Eine Frau kommt zu früh. Das Leben der Iris von Roten, Autorin von «Frauen im Laufgitter», Zürich 1992, S. 107–108.

54 Salis-Marschlins Meta von: Weibliche Studenten (sechsteilige Artikelfolge), in: Thurgauer Zeitung 1884, zit. nach Dies.: Die unerwünschte Weiblichkeit. Autobiographie, Gedichte, Feministische Schriften, hg. von Doris Stump, Thalwil, Zürich 1988, S. 158.

55 Scott (wie Anm. 2), S. 229, Anm. 29. In diesem Sinne äusserte sich auch die österreichische Historikerin und Ministerin Hertha Firnberg 1975 in einem Interview: «Ich wollte immer sanft sein». Zit. in Bernold/Blimlinger/Ellmeier (wie Anm. 43), S. 19.

56 Zur Anwendung der konstruktivistischen Perspektive Foucaults auf die Kategorie Geschlecht siehe Scott Joan: Introduction, in: Dies. (wie Anm. 2), bes. S. 7–8.

57 Zur Frage der Relevanz der Kategorie Geschlecht im Rahmen der Allgemeingeschichte siehe Medick Hans, Trepp Ann-Charlott (Hg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998, wie auch Studer Brigitte: Von der Legitimations- zur Relevanzproblematik. Zum Stand der Geschlechtergeschichte, in: Aegerter Veronika et al.: Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich 1999, S. 19–30.